

licht wird, sie mir mitteilen. (Wortlaut der Adresse, Zahl der Unterschriften usw.)

Wenn Sie sich schon mit Paul wegen Wildbads verabredet haben, so ist es selbstredend, daß ich nicht hinkommen werde. Nur hätten Sie mir das schon lange schreiben können, denn ich habe schon oft darüber angefragt. Nun bitte ich ferner, mir endlich auch Antwort auf den weiteren Punkt zu geben: Wollen Sie die Schweizer Reise nicht mitmachen? Wir werden sie gegen Ende Juli antreten, d. h. Dunckers¹⁾ und ich, und in Romanshorn zu diesem Zweck uns zusammenfinden, von da über Zürich, Reußtal, Grimsel, Berner Oberland, Wallis, Lago Maggiore, Zermatt nach Genfer See. Bitte kommen Sie doch mit! Und gehen Sie also so ins Bad, daß Sie auch Ende Juli am Bodensee sein können. Bitte, bitte, bitte, bitte!

Sie werden sich herrlich amüsieren, und es ist der letzte Sommer, den wir dazu haben. Denn künftigen Sommer fängt die Weltgeschichte an, in Fluß zu kommen.

Wollen Sie aber durchaus nicht, was mich aber sehr ärgern würde, so ist noch wenigstens der andre Fall, daß Sie, was Ihnen ohnehin so gut wäre, eine Traubenkur am Genfer See oder auch Lago maggiore brauchen und wir da zusammentreffen und ich den September bei Ihnen bleibe.

Ausführlich entschiedene Antwort

erbittet

Ihr F. L.

94.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag abend [Berlin, 17. Juni 1858].

Gute Gräfin!

Ich habe eben einen Brief geschäftlichen Inhalts an Sie abgeschickt und bereite jetzt einen anderen vor, den ich heut wohl schwerlich beenden werde.

Nachdem nämlich jetzt bereits die öffentlichen Blätter die Notiz gebracht haben, besonders aber, nachdem jetzt die Sache in ein Stadium getreten, wo sie wohl ihre Gefahr verloren hat, kann ich Ihnen mitteilen, was ich Ihnen, um Sie nicht zu bekümmern, bisher verschwiegen, daß ich am 5. Juni ein meine Ausweisung verfügendes Reskript des

¹⁾ Für die intime Freundschaft, die Lassalle damals mit Franz Duncker, dem Besitzer der Volkszeitung und dem Verleger seines „Heraklit“ verband, vgl. die Einführung zu Bd. II, S. 22 ff.

Herrn von Zedlitz¹⁾ erhielt. Gründe waren in demselben gar nicht angegeben, außer folgendem: Die speziellen Zwecke, zu denen mir der Aufenthalt in Berlin gestattet worden sei, seien jetzt abgemacht, mein Aufenthalt mir auf weit längere Zeit gewährt worden, als ich ursprünglich begehrt, und da es niemals in der Absicht gelegen habe, mir einen dauernden Aufenthalt zu gestatteten, so würde ich bei Vermeidung von Zwangsmaßregeln — einer Notwendigkeit, deren ich ihn hoffentlich überheben würde — aufgefordert, Berlin in kürzester Frist, spätestens bis Ende Juni zu verlassen.

Als ich — am 5. — dies Reskript erhielt, war Zedlitz schon verreist und sollte erst am 21. wiederkommen. Ich stürzte vor allen Dingen zu meinen Quellen und erfuhr denn nun genau, wie die Sache zusammenhängt. Daß das Attentat von neulich Grund der Sache war, lag auf der Hand, zumal nach den Versicherungen, die mir Zedlitz im Februar gegeben. Jetzt aber erfuhr ich den näheren Zusammenhang.

Man hatte auf Zedlitz gedrückt; man hatte nämlich den Vorwurf gegen mich erhoben, daß wieder zwei Beamte an mir zugrunde gingen, noch dazu zwei Militärbeamte (!!). Der Kriegsminister habe zwar eine strenge Untersuchung gegen die Leute einleiten lassen, und sie würden ihrer Strafe nicht entgehen, aber eben deswegen bedürfe jetzt (!! die Armee auch ihrerseits eine Satisfaktion mir gegenüber (!!), und diese bestünde darin, daß ich ausgewiesen würde. Leute aus dem Kriegsministerium und von der Junkerpartei hatten dies bei Westphalen²⁾ geltend gemacht. Westphalen hatte seinerseits wieder auf Zedlitz gedrückt, so daß er sich endlich zu jener Order entschloß.

Meine Quellen stimmten darin überein, mir die Sache als äußerst bedenklich darzustellen. Zedlitz könnte kaum zurück, weil die Sache eben gar nicht eigentlich von ihm ausgehe. Wären es, sagte man mir, Zivilbeamte gewesen, so würde kein Hahn danach gekräht haben — aber daß es Militärpersonen seien (ein Intendanturrat hat Majorsrang), das vergifte die Sache. „Vergleiche Hinckeldey,“ sagte mir einer meiner zuverlässigsten Gewährsmänner. „Es sind ganz wieder dieselben Motive im Spiel wie damals, und eben deshalb wird Zedlitz sich hüten, nachzugeben.“

Da hiernach der Fall sehr schlimm stand, beschloß ich, nicht die Zeit damit zu verlieren, Zedlitz' Rückkehr abzuwarten, sondern voranzugehen. Ich ging zu Westphalen, überzeugte mich aber sofort, daß ich von ihm nichts zu erwarten habe. Er haßt mich fürchterlich und fürchtet sich so, sich auch nur in ein Gespräch mit mir einzulassen, daß

¹⁾ Vgl. das Nähere bei Bailleu in „Deutsche Rundschau“, a. a. O., S. 370 ff.

²⁾ Der reaktionäre preußische Minister des Innern Ferdinand von Westphalen, der Schwager von Karl Marx.

er mir gleich erklärte, er könne auf gar keine mündliche Auseinandersetzung eingehen, sondern müsse mich lediglich auf den schriftlichen Weg verweisen. Daß auch auf diesem bei ihm nicht die geringste Hoffnung, zeigte sein ganzes Wesen mit überflüssiger Deutlichkeit.

Ich wandte mich daher jetzt an L.,¹⁾ ließ durch diesen Manteuffel vorbereiten und begab mich tags drauf zu ihm. Er empfing mich, wie das im allgemeinen seine Manier sein soll, mit übergroßer Höflichkeit. Die Unterredung dauerte fast eine halbe Stunde, und ich habe, wie Sie denken können, kein Blatt vor den Mund genommen, sondern mit der größten Virulenz ihm meine Meinung gesagt. Er verhehlte mir seinerseits nicht, daß er die Maßregel in höchstem Grade ungerechtfertigt und indignierend finde, doch sei er nicht Ressortminister, auch nicht Westphalens Vorgesetzter,²⁾ könne also nicht direkt in der Sache verfügen. Dagegen erbot er mir aus freien Stücken, falls ich ihm eine Immediatbeschwerde an den Prinzen übergeben wolle, dieselbe selbst zu überreichen und zu unterstützen. Ich behielt mir dies vor und entfernte mich.

Jetzt ließ ich einige Tage hingehen, während welcher ich eine mit Hörnern und Klauen versehene Immediatbeschwerde (fünf Bogen lang) an den Prinzen verfaßte,³⁾ in welcher ich ebensowenig ein Blatt vor den Mund nahm und Westphalen hart angriff. Inzwischen schilderten mir die Leute, die sich für mich interessieren, die Situation immer bedenklicher und Manteuffel als häufig ganz vergeßlich und sehr unzuverlässig. L., bei dem ich mehrmals war, gefiel mir auch gar nicht mehr, um so weniger, als ich mich mit ihm nicht über die Wahl der Mittel verständigen konnte, und so entschloß ich mich denn endlich, die grands moyens in Bewegung zu setzen, um so mehr, als ich der Polizei bei dieser Gelegenheit ein für allemal Respekt vor meiner Person einzuflößen wünschte.

In meiner Beschwerde an den Prinzen hatte ich mich ohnehin auf Böckh und Humboldt berufen, ich ging daher Montag nachmittag fünf Uhr zu Böckh. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dieser entrüstet war und wie er sich meiner angenommen hat! Wie ein wahrer Vater! Er eklatierte wie eine Bombe. Ich fragte ihn, ob er meine, daß ich mich, wie ich beabsichtigte, an Humboldt wenden solle. Er riet mir auf das entschiedenste dazu, erbot sich gleich, auch seinerseits an ihn zu schreiben, riet mir, die Kopie der Eingabe, die ich ihm vorgelesen hatte, auch an Humboldt zu schicken, diesen um seine Ansicht zu fragen, ob er sie

¹⁾ Wer dieser L. war, ließ sich nicht mit Sicherheit sagen.

²⁾ Im preußischen Ministerium war der Ministerpräsident ein *primus inter pares*.

³⁾ Zuerst abgedruckt bei Bailleu, a. a. O., S. 370 f.

billige und für angemessen erachte (zumal ich mich auf ihn darin berufen), und endlich ihn zu ersuchen, sich in der Sache an den Prinzen zu wenden. Wir verabredeten, Böckhs Brief solle früher abgehen und eine Stunde später der meinige. Da Böckh seine Leute gerade brauchte, so sollte ich in zwei Stunden seinen Brief holen lassen, und ihn zu Humboldt schicken. Aber schon vor Ablauf einer Stunde kam der alte Böckh zu mir gelaufen, um mir selbst seinen Brief, ehe er ihn einsiegle, vorzulesen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was das für ein Brief war! Ich selbst hätte ihn nicht mit größerer Energie schreiben können. Er schrieb ihm im wesentlichen folgendes: Wegen des auf mich verübten Attentates sei ich ohne allen Grund von der Polizei ausgewiesen worden. Hierdurch werde nicht nur meine wissenschaftliche Stellung im allgemeinen sehr beeinträchtigt, sondern ich auch an der Bearbeitung meines Pythagoras gehindert. Zwar habe der Ministerpräsident übernommen, eine Immediatbeschwerde dem Prinzen zu überreichen. Aber der Fall sei zu wichtig, als daß sie sich ihrerseits darauf verlassen und dabei beruhigen dürften, was etwa Manteuffel tue oder nicht. Bei dem empörenden Charakter dieses Gewaltschritts, bei der Wichtigkeit, die meine wissenschaftlichen Arbeiten für sie haben müßten, sei es ihre Sache, aufzutreten. Seine Exzellenz wisse, wie sehr er seine kostbare Zeit stets schone und ihn gewiß nicht in Anspruch nehme. Aber wenn je — und er sei überzeugt, Seine Exzellenz werde ganz derselben Ansicht sein —, sei es diesmal Pflicht, daß er, Humboldt, mit dem ganzen, ihm zu Gebote stehenden Einfluß auftrete.

Kurz, der Brief war voller Energie, Kraft und Schärfe. Um 7¹/₂ Uhr schickte ich ihn zu Humboldt, und nach neun Uhr folgte mein eigener Brief¹⁾ an ihn nach, dem ich die Eingabe beifügte. Zugleich schrieb ich ihm, daß ich am andern Tag, Dienstag, ihm meine Aufwartung machen würde, um seine Antwort einzuholen.

Als ich Dienstag um ein Uhr zu Humboldt kam, sagte man mir, er habe um elf Uhr fortfahren müssen, habe vorher aber einen Brief an mich hinterlassen. Beiliegend folgt Abschrift dieses Briefes. Oder nein, ich will diese Abschrift lieber hier einrücken. Humboldt schreibt also: . . .²⁾

Was sagen Sie zu diesem Brief?! Der Satz, den er mir aus seinem Schreiben an den Prinzen mitteilt, ist wirklich hinreißend. Er hat geschrieben, nicht bittend oder sich verwendend, sondern so, als wenn er der wahre Souverän wäre, sommierend! Das „auffordernd“, welches mir den meisten Spaß macht, steht nämlich wörtlich so — erst hinter ihm schließt das Anführungszeichen — in dem Brief an den Prinzen; es

¹⁾ Siehe Bd. II, S. 165 (Nr. 79).

²⁾ Der Brief wurde abgedruckt in Bd. II, S. 78. Deshalb durfte er hier fortgelassen werden.

ist eine der bei Humboldt sehr häufigen Partizipalkonstruktionen. (Er wird also etwa gesagt haben: „Ich wende mich an Eure Königliche Hoheit, Eure Königliche Hoheit zu Gerechtigkeit, Milde und Achtung für die Wissenschaft auffordernd.“¹⁾ Humboldt hat sich also auf sein höchstes Pferd, auf sein Staatsroß gesetzt und durch die solennelle Energie seiner Sprache dem Prinzen ganz unmöglich gemacht, nicht zu willfahren. Denn er hätte ja sonst nach Humboldts eigenem Zeugnis weder Gerechtigkeit noch Milde noch Achtung für die Wissenschaft. — Ebenso fein und wirklich von rührender Güte ist der Zug, daß er Manteuffel schreibt und sich bei ihm bedankt für das, was Manteuffel, ohne an Humboldt, zu denken, mir versprochen hatte. Er stellt es dadurch als ein ihm persönlich Erwiesenes hin, er kitzelt dadurch Manteuffel, der an Humboldtsche Dankschreiben eben auch nicht gewöhnt ist, vom Kopf bis zur Zehe, er schneidet ihm den Rückweg ab und macht es ihm unmöglich, in der Sache lau zu sein, und ermutigt ihn endlich durch seine Unterstützung.

Böckh wie Varnhagen sagen, daß sie sich nicht erinnern, Humboldt mit dieser Energie in solchen Sachen je haben auftreten zu sehen. In der Tat, selbst Humboldt kann solche Briefe nur äußerst selten dem Prinzen schreiben: Oft würde man sie selbst von ihm nicht ertragen. — Was fast noch mehr ist, ist, daß er mir den Satz abschriftlich mitteilt. Er gibt dadurch den Prinzen fast in meine Hände. Denn wie könnte ich diesen nicht blamieren, wenn er es nicht täte und ich Humboldts Brief mit der ganzen Sache dann veröffentlichte. Humboldt rechnete offenbar auf meine tiefste Diskretion. Aber eben deshalb lege ich Ihnen auf das äußerste an das Herz, daß nicht nur von der ganzen Sache nichts in die Zeitungen kommt, sondern Sie auch nicht einmal Einsicht in den Humboldtschen Brief oder mündliche Mitteilungen jenes Satzes solchen Personen geben, von denen irgendwelcher Mißbrauch oder Weitererzählen, aus dem möglicherweise irgendeine Zeitungsnotiz entstehen könnte, zu befürchten wäre.²⁾ Nur Kichniawy und Bloem geben Sie es zu lesen, sonst sagen Sie nur im allgemeinen: Humboldt sei sehr warm für mich beim Prinzen interveniert. Aber auch das soll und darf durchaus nicht dort in die Zeitungen. Was ich davon nach erledigter Sache

¹⁾ Für Humboldts Brief vom 15. Juni vgl. Baillet a. a. O., S. 370, Anmerkung. Humboldt schrieb: „Ich flehe, daß Eure Königliche Hoheit auch in dieser Sache Gerechtigkeit und Milde und Liebe für das Wissenschaftliche eintreten lassen.“ Lassalle irrte sich also mit dem „auffordernd“.

²⁾ Vgl. hierzu oben Lassalle an Marx, 23. Juli 1858 (Bd. III, S. 133) und dann Marx an Engels, 8. August 1858.

vielleicht in die Zeitungen bringen will, das werde ich selbst sehen, und dafür stehen mir ja die hiesigen Blätter zur Disposition.

Also nochmals bitte und beschwöre ich Sie um die strengste Diskretion und Vorsicht. Bedenken Sie, daß bei der geringsten Zeitungsnotiz, die auf nicht zu berechnenden Umwegen entstehen kann, ich es ein für allemal mit Humboldt verdorben und ihn zum Dank für sein wirklich hochherziges Benehmen auf das tiefste gekränkt hätte.

Dienstag um fünf Uhr ging ich zu Böckh. Auch der hatte schon von Humboldt Brief, Humboldt schrieb ihm: „Im innigsten Danke (!) für die Aufforderung, die Sie an mich gelangen ließen, habe ich sofort an den Prinzen mit vielleicht noch größerer Wärme geschrieben, als Sie selbst erwartet haben mögen.“ Er habe auch, fügt er hinzu, an den Ministerpräsidenten geschrieben und ihn für seine Intervention zugunsten der Wissenschaft gedankt. In einer Nachschrift sagt er, es sei doch zu toll, jemand auszuweisen, weil er angefallen. Er habe den Prinzen zur Gerechtigkeit und zum Respekt für die Ehre der Wissenschaft ermahnt — offenbar derselbe Satz, den er mir wörtlich mitgeteilt hat und bei dem mir auf das lebhafteste Marats¹⁾ „je vous rappelle à la pudeur“ eingefallen ist.

Mittwoch früh brachte ich meine Immediatbeschwerde zu Manteuffel, der natürlich die Liebenswürdigkeit selbst mit mir war und mir erklärte, er würde in spätestens zwei Stunden dieselbe dem Prinzen übergeben usw. Die Demarche Humboldts muß ihm offenbar eine erstaunliche Meinung von mir eingeflößt haben. So ist denn wieder einmal eine Machination meiner Gegner zu meiner größten Ehre ausgeschlagen und wohl auch zu meinem Vorteil; denn wenn jetzt die Sache von oben herab geordnet wird, so wird die Polizei mich für die Zukunft in Ruhe lassen und Westphalen sich nicht wieder an mir so bald vergreifen wollen.

Gestern abend war Lepsius bei mir. Er erzählte mir, daß er Montag (also ehe Manteuffel Humboldts Brief hatte) bei Manteuffel, mit dem er befreundet sei, gewesen. Manteuffel habe ihn über mich befragt, und er habe nicht wenig in das Horn meines Lobes gestoßen.

(Eben schickt Lepsius zu mir und läßt mir sagen: Ich könne über meine Sache außer Sorgen sein. Ich war auch gar nicht mehr in Sorgen darüber. Offenbar möchte er sich jetzt das Verdienst zueignen, sie geschlichtet zu haben.)

Nun adieu für heut. Sie sehen, was ich alles diese Zeit über zu tun hatte und noch habe und Laufereien genug und dann die Termine in der militärgerichtlichen Untersuchung.

¹⁾ J. P. Marat (1744—1793), der berühmte radikale Publizist der französischen Revolution.

Ich bemerke noch: Der Schritt der dortigen Arbeiter usw. braucht und soll nicht im geringsten durch diese bereits vereitelte Ausweisungssache gehindert zu werden; er wird mir auch durchaus nicht schaden. Nur will ich, ehe die Adresse veröffentlicht wird, sie erst zur Einsicht bekommen und hören, wieviel Unterschriften. Aber das eilt jetzt und hat nicht mehr viel Zeit. Sonst sieht es kläglich aus.¹⁾

Ihr

F. L.

Eben bekomme ich noch einen Brief Bloems, den ich beilege.
Freitag früh geschlossen.

95.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Dienstag [20. Juli 1858].

Liebe, gute Gräfin!

Ich habe mich wirklich recht lebhaft und innig über Sie zu beklagen. Ich habe Ihnen so viele und herzliche Briefe geschrieben, aber von Ihnen erhalte ich nie eine solche Antwort. Nur um der Geschäfte willen, sonst nie, schreiben Sie und lassen sich dann im besten Falle genügen, wenige, durchaus unzureichende und meine Fragen nie beantwortende Zeilen einfließen zu lassen. Woher kommt das? Hat die Trennung, die mir schwer genug ankommt, Sie so schnell in Ihren alten freundschaftlichen Beziehungen zu mir erkaltet? Hat sich so schnell Ihrerseits unser altes Verhältnis, jeder dem andern gegenseitig das größte Bedürfnis zu sein, geändert? Das würde mir leid tun! Denn bei mir ist es unverändert geblieben wie je! Ja noch mehr. Je mehr andere Menschen ich kennen lerne, in je mehr Beziehungen und Verhältnisse der engsten und liebsten Art ich trete, desto mehr fühle ich, wie gut ich Ihnen bin. Denn grade am Vergleiche mit neuen Freunden und Freundinnen kommt mir regelmäßig immer wieder zum Bewußtsein, wie doch kein Individuum jemals mir auch nur entfernt, entfernt das sein wird, was Sie mir sind! —

Ich reise am 25. oder 24. d. M. ab, mit Duncker nach Gais, wo wir uns aufhalten werden, bis die Molkenkur seiner Frau daselbst — sie ist

¹⁾ Am 28. Juni schickte Lassalle der Gräfin eine Abschrift von Humboldts Brief vom Montag, der in Bd. II, S. 167, abgedruckt wurde. Lassalle fügt dort noch hinzu: „Sie sehen, daß wir also wieder einmal alle Bemühungen unserer Feinde abgeschlagen haben und nun für immer inamovibel sind. Die Polizei wird sich nicht wieder an mir vergreifen. Dieser Alte vom Berge hat sich übrigens wirklich so großartig wie liebenswürdig gegen mich benommen. Solche Zuverlässigkeit, solche Energie in einem Alter von neunundachtzig ist wirklich bewundernswert.“